

JOHN BOYNE

Der Junge

auf dem

Berg



|| FISCHER

John Boyne

Der Junge auf dem Berg

Roman

Aus dem Englischen von Ilse Layer

❀ | E-BOOKS

Über dieses Buch

Seit 10 Jahren ungebrochen ein Welterfolg: ›Der Junge im gestreiften Pyjama‹

Mit seinem neuen Roman kehrt John Boyne in das dunkelste Kapitel unserer Geschichte zurück. Und er kommt dem Bösen noch näher.

In Deutschland haben die Nazis die Macht übernommen, der zweite Weltkrieg steht unmittelbar bevor. Als Pierrot seine Eltern verliert, nimmt ihn seine Tante zu sich in den deutschen Haushalt, in dem sie Dienst tut. Doch es ist kein gewöhnlicher Haushalt: Es ist der Berghof, Adolf Hitlers Sommerresidenz.

Wie funktioniert Indoktrination? Wie wird Hass geschürt? John Boyne zeichnet das eindringliche Porträt eines Jungen, der den Machtversprechen der Nazis erliegt und sich viel zu spät bewusst wird, wie menschenverachtend deren Ideologie ist. Und unausweichlich drängt sich die Frage auf: Sind wir alle verführbar?

Brandaktuell in Zeiten des weltweiten Rechtsrucks.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Biografie

John Boyne wurde 1971 in Dublin, Irland, geboren, wo er auch heute lebt. Er ist der Autor von über zwanzig Romanen, darunter *Der Junge im gestreiften Pyjama*, der sich weltweit über elf Millionen Mal verkaufte, zahlreiche internationale Buchpreise gewann und mit großem Erfolg verfilmt wurde. John Boynes Romane wurden in über sechzig Sprachen übersetzt. 2015 erhielt er den Gustav-Heinemann-Friedenspreis für seinen Roman *So fern wie nah. Der Junge auf dem Berg* wurde für den Deutschen Jugendliteraturpreis 2018 nominiert und mit dem Buxtehuder Bullen ausgezeichnet.

Ilse Layer arbeitet nach ihrem Studium zunächst im Kulturbereich und in einem Verlag, bevor sie sich als Literaturübersetzerin für Spanisch und Englisch selbstständig machte. Sie lebt in Berlin. Für ihre Übersetzungen hat sie diverse Auszeichnungen und Preise erhalten.

Impressum

Dieser Roman basiert auf historischen Tatsachen. Die historischen Persönlichkeiten, die genannt werden, waren tatsächlich bei Adolf Hitler auf dem Berghof. Doch viele andere Figuren und Ereignisse sowie die Gesprächsverläufe sind frei erfunden.

Für die Verwendung in der Schule ist unter <https://www.fischer-sauerlaender.de/verlag/kita-und-schule> ein Unterrichtsmodell zu diesem Buch abrufbar.

Zu diesem Buch ist bei IGEL Records ein Hörbuch, gelesen von Boris Aljinovic, erschienen.

Erschienen bei Fischer Sauerländer E-Book

Die englische Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel *The Boy at the Top of the Mountain* bei Doubleday, an imprint of Random House Children's Publishers UK, London
A Penguin Random House Company
Text © John Boyne, 2015

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2025 Fischer Sauerländer GmbH, Hedderichstr. 114, 60596
Frankfurt am Main

Zuerst erschienen als Hardcover 2017 im Fischer Kinder- und
Jugendbuch Verlag, Frankfurt am Main

Covergestaltung: MT Vreden, Vreden

Coverabbildung: iStockphoto

ISBN 978-3-7336-0150-8

Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im
Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Hinweise des Verlags

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Im Text enthaltene externe Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstanbieter zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Dieses E-Book enthält möglicherweise Abbildungen. Der Verlag kann die korrekte Darstellung auf den unterschiedlichen E-Book-Readern nicht gewährleisten.

Wir empfehlen Ihnen, bei Bedarf das Format Ihres E-Book-Readers von Hoch- auf Querformat zu ändern. So werden insbesondere Abbildungen im Querformat optimal dargestellt. Anleitungen finden sich i.d.R. auf den Hilfeseiten der Anbieter.

Inhalt

Widmung

Teil 1 1936

Kapitel eins Drei rote Flecke auf einem Taschentuch

Kapitel zwei Die Medaille in der Vitrine

Kapitel drei Ein Brief von einem Freund und ein Brief von einer Unbekannten

Kapitel vier Drei Fahrten mit der Eisenbahn

Kapitel fünf Das Haus auf dem Gipfel des Berges

Kapitel sechs Ein bisschen weniger französisch, ein bisschen mehr deutsch

Kapitel sieben Die Geräuschkulisse eines Albtraums

Teil 2 1937–1940

Kapitel acht Das braune Päckchen

Kapitel neun Ein Schuhmacher, ein Soldat und ein König

Kapitel zehn Frohe Weihnachten im Berghof

Teil 3 1941–1945

Kapitel elf Ein Sonderauftrag

Kapitel zwölf Evas Fest

Kapitel dreizehn Dunkel und Licht

Epilog

Kapitel vierzehn Ein Junge ohne Zuhause

Danksagung

Für meine Neffen, Martin und Kevin

Teil 1

1936

Kapitel eins

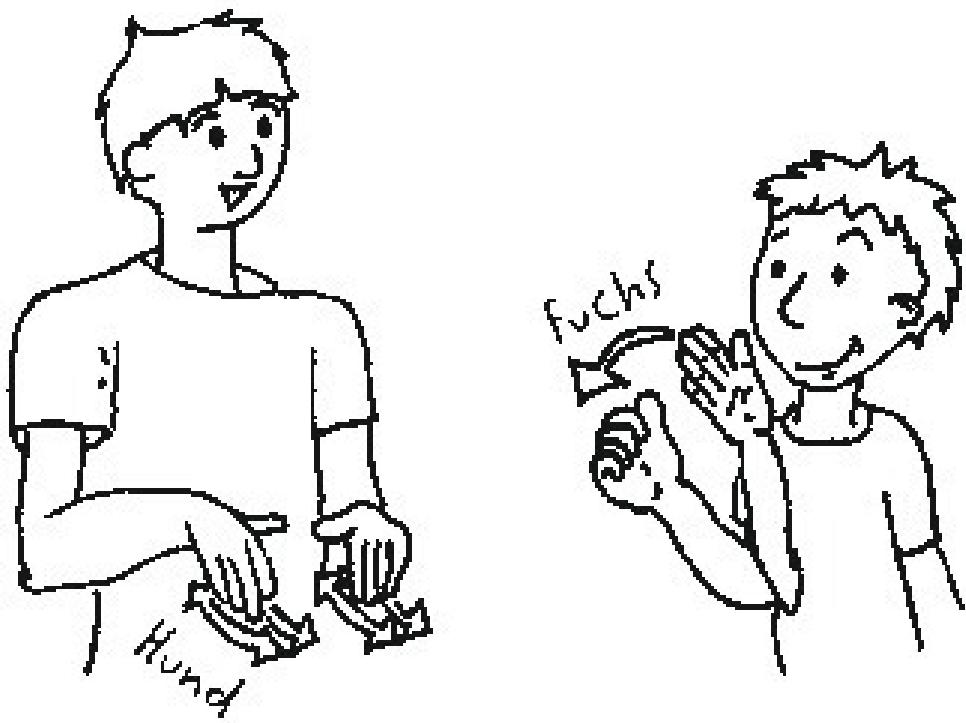
Drei rote Flecke auf einem Taschentuch

Obwohl Pierrot Webers Vater nicht im Weltkrieg gestorben war, behauptete seine Mutter Émilie immer, der Krieg hätte ihn umgebracht.

Pierrot war nicht der einzige Siebenjährige in Paris, der mit nur einem Elternteil aufwuchs. Der Junge, der in der Schule vor ihm saß, hatte seine Mutter in den vier Jahren, seit sie mit einem Lexikonverkäufer davongelaufen war, nicht mehr zu Gesicht bekommen. Der Fiesling der Klasse, der Pierrot *Le Petit* nannte, weil er so klein war, wohnte über dem Tabakwarenladen seiner Großeltern an der Avenue de la Motte-Picquet in einem Zimmer, wo er die meiste Zeit damit zubrachte, Wasserbomben aus seinem Fenster auf die Köpfe der Passanten unter sich fallen zu lassen und hinterher steif und fest zu behaupten, er hätte nichts damit zu tun.

Und in einer Wohnung im Erdgeschoss seines eigenen Wohnhauses in der nahen Avenue Charles Floquet lebte Pierrots bester Freund, Anshel Bronstein, allein mit seiner Mutter, Madame Bronstein, nachdem sein Vater zwei Jahre vorher bei einem missglückten Versuch, durch den Ärmelkanal zu schwimmen, ertrunken war.

Pierrot und Anshel waren im Abstand von wenigen Wochen zur Welt gekommen und wuchsen praktisch wie Brüder auf, denn wenn die eine Mutter ein Nickerchen brauchte, kümmerte sich die andere um beide Babys. Doch anders als viele Brüder stritten sie sich nie. Anshel war von Geburt an taub, deshalb hatten die Jungen schon früh eine Gebärdensprache erfunden, in der sie sich mühelos verständigen und mit flinken Fingern alles ausdrücken konnten, was sie sich zu sagen hatten. Sie suchten sogar spezielle Zeichen füreinander aus, die sie anstelle ihrer Namen benutzten. Anshel wählte für Pierrot das Zeichen für Hund, denn er fand seinen Freund warmherzig und treu, während Pierrot für Anshel, von dem alle sagten, er sei der klügste Junge in ihrer Klasse, das Zeichen für Fuchs verwendete. Wenn sie diese Namen benutzten, sah das so aus:



Sie verbrachten den größten Teil ihrer Freizeit zusammen, indem sie auf dem Marsfeld einen Fußball herumkickten und dieselben Bücher lasen. Ihre Freundschaft war so eng, dass Pierrot als Einziger die Geschichten lesen durfte, die Anshel nachts in seinem Zimmer schrieb. Nicht einmal Madame Bronstein wusste, dass ihr Sohn Schriftsteller werden wollte.

Die hier ist gut, sagte Pierrot dann in der Gebärdensprache und ließ seine Finger durch die Luft flattern, wenn er ihm einen Packen Blätter zurückgab. Ich möchte die Stelle mit dem Pferd und den Teil, wo das Gold entdeckt wird, das im Sarg versteckt ist. Die hier ist nicht so gut, fuhr er dann fort und gab Anshel ein zweites Bündel Papier zurück. Aber das liegt daran, dass deine Handschrift so schlampig ist und ich manche Teile

nicht lesen konnte ... Und die hier, fügte er hinzu und wedelte mit einem dritten Stapel durch die Luft, als wäre er auf einem Festzug, *die hier ergibt überhaupt keinen Sinn. Wenn ich du wäre, würde ich sie in den Mülleimer werfen.*

Die ist experimentell, antwortete Anshel in der Gebärdensprache; er hatte nichts gegen Kritik, wollte jedoch die Geschichten, die seinem Freund am wenigsten gefielen, manchmal ein bisschen verteidigen.

Nein, widersprach Pierrot und schüttelte den Kopf. *Sie ergibt einfach überhaupt keinen Sinn. Gib sie bloß niemand anderem zum Lesen. Jeder würde denken, du hättest nicht alle Tassen im Schrank.*

Auch Pierrot mochte die Vorstellung, Geschichten zu schreiben, aber er konnte nie lange genug stillsitzen, bis er sämtliche Wörter auf das Blatt notiert hatte. Stattdessen setzte er sich lieber vor seinen Freund auf einen Stuhl und fing einfach an, Gebärden aneinanderzureihen, dachte sich etwas aus oder beschrieb einen Streich, den er in der Schule verübt hatte, und Anshel sah aufmerksam zu, bevor er anschließend alles für ihn zu Papier brachte.

Dann habe ich das geschrieben?, fragte Pierrot, wenn er schließlich die Seiten bekam und sie durchlas.

Nein, geschrieben habe ich es, widersprach Anshel und schüttelte den Kopf. *Aber die Geschichte ist von dir.*

Émilie, Pierrots Mutter, sprach nur noch selten über seinen Vater, obwohl der Junge noch ständig an ihn dachte. Wilhelm Weber hatte bis vor drei Jahren bei seiner Frau und seinem

Sohn gelebt, Paris jedoch im Sommer 1933 verlassen, wenige Monate nach dem vierten Geburtstag seines Sohnes. Pierrot hatte seinen Vater als einen großen Mann im Gedächtnis, der ihn auf seinen breiten Schultern durch die Straßen trug, dabei gelegentlich in Galopp verfiel und das Wiehern eines Pferdes nachahmte, so dass Pierrot immer vor Begeisterung schrie. Sein Vater hatte Deutsch mit ihm gesprochen, um ihn an seine Herkunft zu erinnern, und sich alle Mühe gegeben, ihm ein paar einfache Lieder am Klavier beizubringen, obwohl klar war, dass Pierrot darin nie so gut wie sein Vater werden würde. Papa spielte Volkslieder, die ihren Gästen die Tränen in die Augen trieben, besonders wenn er dazu mit seiner sanften, aber kräftigen Stimme sang und von Erinnerung und Reue erzählte. Pierrot war nicht sonderlich musikalisch, machte dies jedoch mit seiner Sprachbegabung wett; es kostete ihn nicht die geringste Mühe, sich mit seinem Vater auf Deutsch und seiner Mutter auf Französisch zu unterhalten und von einer Sprache in die andere zu wechseln. Auf Feiern gab er die *Marseillaise* auf Deutsch und dann das *Deutschlandlied* auf Französisch zum Besten, womit er die Tischgäste manchmal in Verlegenheit brachte.

»Ich möchte nicht, dass du das noch länger machst, Pierrot«, sagte seine Mutter eines Abends zu ihm, nachdem seine Darbietung eine kleine Meinungsverschiedenheit mit einigen Nachbarn ausgelöst hatte. »Lern etwas anderes, wenn du im Mittelpunkt stehen möchtest. Jonglieren. Zaubertricks.

Kopfstand. Egal was, Hauptsache, du singst dabei nicht auf Deutsch.«

»Warum denn kein Deutsch?«, wunderte sich Pierrot.

»Das frage ich mich auch, Émilie.« Papa saß schon den ganzen Abend im Sessel in der Ecke und trank zu viel Wein – eine Angewohnheit, die ihn immer dazu brachte, über die schlechten Erfahrungen zu grübeln, die ihm keine Ruhe ließen.

»Warum denn kein Deutsch?«

»Hast du immer noch nicht genug, Wilhelm?« Maman hatte sich zu ihm gedreht, die Hände fest in die Hüften gestemmt.

»Wovon denn genug? Von deinen Freunden, die mein Land beschimpfen?«

»Sie haben es nicht beschimpft«, widersprach sie. »Es fällt ihnen nur schwer, den Krieg zu vergessen, das ist alles. Vor allem denjenigen, die ihre Liebsten in den Schützengräben verloren haben.«

»Aber sie haben nichts dagegen, zu mir nach Hause zu kommen, an meinem Tisch zu essen und meinen Wein zu trinken.«

Papa wartete, bis Maman wieder in die Küche gegangen war, bevor er Pierrot zu sich rief und ihm den Arm um die Taille legte. »Eines Tages werden wir uns zurückholen, was uns gehört«, sagte er und sah dem Jungen tief in die Augen. »Und wenn es so weit ist, denk daran, auf welcher Seite du stehst. Du magst in Frankreich geboren sein und in Paris leben, aber du bist durch und durch Deutscher, genau wie ich. Vergiss das nicht, Pierrot.«

Manchmal wachte Papa mitten in der Nacht auf, und seine Schreie hallten durch die dunklen, leeren Flure ihrer Wohnung. Dann hüpfte Pierrots Hund, D'Artagnan, verängstigt aus seinem Korb, sprang mit einem Satz aufs Bett und schmiegte sich zitternd an sein Herrchen. Der Junge zog die Bettdecke bis zum Kinn hoch und hörte zu, wie Maman Papa hinter den dünnen Wänden zu beruhigen versuchte, leise auf ihn einredete, dass alles in Ordnung war, dass er zu Hause bei seiner Familie war, dass er nur schlecht geträumt hatte.

»Es war aber kein Traum«, hörte Pierrot seinen Vater einmal sagen, und dabei bebte seine Stimme vor Qual. »Es war viel schlimmer. Es war eine Erinnerung.«

In manchen Nächten wachte Pierrot auf, weil er kurz zur Toilette musste, und entdeckte seinen Vater in der Küche, wie er zusammengesunken am Tisch saß und vor sich hin murmelte, neben sich eine leere Flasche. Wann immer das geschah, rannte der Junge barfuß nach unten und warf die Flasche im Hof in die Mülltonne, damit seine Mutter sie am nächsten Morgen nicht entdeckte. Und wenn er wieder nach oben kam, hatte sich Papa normalerweise aufgerappelt und irgendwie wieder ins Bett gefunden.

Weder Vater noch Sohn sprachen jemals am nächsten Tag über diese Vorfälle.

Einmal jedoch, als Pierrot bei einem dieser nächtlichen Einsätze nach unten rannte, rutschte er auf der nassen Treppe aus und fiel hin – nicht so schlimm, dass er sich etwas brach,

aber doch so, dass die Flasche in seiner Hand zu Bruch ging, und als er aufstand, grub sich eine Scherbe in seine linke Fußsohle. Mit schmerzverzerrtem Gesicht zog er sie heraus, aber gleich darauf quoll viel Blut durch den Schnitt in der Haut; als er auf der Suche nach einem Verband in die Wohnung zurückhumpelte, schreckte Papa auf und sah, was er angerichtet hatte. Nachdem er die Wunde desinfiziert und sich vergewissert hatte, dass sie fest verbunden war, hieß er den Jungen hinsetzen und entschuldigte sich für seine Trinkerei. Unter Tränen erklärte er Pierrot, wie lieb er ihn hatte, und versprach, nie wieder etwas zu tun, das ihn einer Gefahr aussetzte.

»Ich hab dich auch lieb, Papa«, sagte Pierrot. »Aber am liebsten hab ich dich, wenn du mich auf den Schulternträgst und so tust, als wärst du ein Pferd. Ich mag es nicht, wenn du im Sessel sitzt und nicht mit mir oder Maman redest.«

»Das mag ich auch nicht«, erwiederte Papa leise. »Aber manchmal ist es, als würde eine schwarze Wolke über mir hängen und ich könnte sie einfach nicht dazu bringen, weiterzuziehen. Deshalb trinke ich. Es hilft mir, zu vergessen.«

»Was zu vergessen?«

»Den Krieg. Die Dinge, die ich gesehen habe.« Er schloss die Augen, als er flüsterte: »Die Dinge, die ich getan habe.«

Pierrot musste schlucken, hatte fast Angst, die Frage zu stellen. »Was hast du getan?«

Papa reagierte mit einem traurigen Lächeln. »Was auch immer ich getan habe, habe ich für mein Land getan«,

antwortete er. »Das kannst du doch verstehen, oder?«

»Ja, Papa.« Pierrot war nicht sicher, was sein Vater meinte, fand aber, es klang trotzdem heldenhaft. »Ich würde auch Soldat werden, wenn du dann stolz auf mich wärst.«

Papa sah seinen Sohn an und legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Pass gut auf, dass du dich für die richtige Seite entscheidest.«

Nach diesem Vorfall ließ er das Trinken für mehrere Wochen sein. Die dunkle Wolke, von der er gesprochen hatte, schien plötzlich verschwunden, doch sie kehrte genauso plötzlich zurück, und alles fing von vorne an.

Papa arbeitete als Kellner in einem Restaurant in der Nähe. Jeden Morgen verschwand er gegen zehn Uhr und kam um drei wieder, bevor er um sechs erneut aufbrach, um den Gästen das Abendessen zu servieren. Einmal kam er mit schlechter Laune nach Hause und sagte, ein Mann namens Papa Joffre sei zum Mittagessen ins Restaurant gekommen und habe sich an einen von seinen Tischen gesetzt; er habe sich geweigert, ihn zu bedienen, bis sein Chef, Monsieur Abrahams, gesagt hatte, wenn er ihn nicht bediene, könne er nach Hause gehen und brauche nicht wiederzukommen.

»Wer ist Papa Joffre?«, fragte Pierrot, der den Namen noch nie gehört hatte.

»Er war im Krieg ein bedeutender General.« Maman nahm gerade einen Berg Wäsche aus einem Korb und stapelte sie neben ihrem Bügelbrett. »Ein Held unseres Volkes.«

»*Deines Volkes*«, sagte Papa.

»Vergiss nicht, dass du eine Französin geheiratet hast.« Maman drehte sich ärgerlich zu ihm um.

»Weil ich sie geliebt habe«, erwiderte Papa. »Pierrot, habe ich dir eigentlich schon mal erzählt, wie ich deine Mutter zum ersten Mal gesehen habe? Es war ein paar Jahre nach Kriegsende. Ich hatte mich mit meiner Schwester Beatrix in ihrer Mittagspause verabredet, und als ich zu dem Kaufhaus kam, in dem sie arbeitete, unterhielt sie sich mit einer der neuen Verkäuferinnen, einem schüchternen Geschöpf, das erst in dieser Woche angefangen hatte. Ich warf einen Blick auf sie und wusste sofort, das ist das Mädchen, das ich heiraten werde.«

Pierrot lächelte; er liebte es, wenn sein Vater solche Geschichten erzählte.

»Ich machte den Mund auf, um etwas zu sagen, konnte aber keine Worte finden. Es war, als würde mein Gehirn tief und fest schlafen. Und so stand ich da und starrte sie bloß an, ohne etwas zu sagen.«

»Ich dachte, mit ihm wäre etwas nicht in Ordnung.« Maman lächelte ebenfalls bei dem Gedanken daran.

»Beatrix musste mich an den Schultern rütteln«, sagte Papa und lachte über sein eigenes törichtes Benehmen.

»Wenn sie nicht gewesen wäre, wäre ich nie mit dir ausgegangen«, fügte Maman hinzu. »Sie sagte mir, ich sollte die Chance nutzen. Du wärst nicht so verrückt, wie du wirkst.«

»Warum sehen wir Tante Beatrix nie?«, fragte Pierrot, denn er hatte ihren Namen im Lauf der Jahre mehrfach gehört, sie aber nie kennengelernt. Sie kam nie zu Besuch und schrieb nie Briefe.

»Darum nicht.« Papas Gesichtsausdruck hatte sich verändert, nun lächelte er nicht mehr.

»Warum denn nicht?«

»Lass gut sein, Pierrot«, bat er.

»Ja, lass gut sein, Pierrot«, wiederholte Maman, deren Miene sich nun auch verdüsterte. »Denn so machen wir es in diesem Haus. Wir schieben die Menschen weg, die wir lieben, wir reden nicht über Dinge, die wichtig sind, und wir erlauben niemandem, uns zu helfen.«

Von einer Sekunde auf die andere war eine fröhliche Unterhaltung verdorben.

»Er isst wie ein Schwein«, sagte Papa wenige Minuten später, ging in die Hocke und sah Pierrot in die Augen, die Finger zu Krallen gebogen. »Papa Joffre, meine ich. Wie eine Ratte, die sich an einem Maiskolben entlangfrisst.«

Woche für Woche klagte Papa darüber, wie wenig er verdiente, wie herablassend Monsieur und Madame Abrahams mit ihm redeten und wie die Pariser immer geiziger mit ihren Trinkgeldern wurden. »Deshalb haben wir nie Geld«, nörgelte er. »Sie sind alle so knauserig. Besonders die Juden – das sind die Schlimmsten. Und es kommen ständig welche zu uns, weil

es heißt, Madame Abrahams macht den besten *Gefilte Fisch* und die besten *Latkes* in ganz Westeuropa.«

»Anshel ist auch Jude«, sagte Pierrot leise, denn er sah seinen Freund oft mit seiner Mutter in die Synagoge gehen.

»Anshel gehört zu den Guten«, brummte Papa. »Man sagt, in jedem Korb mit guten Äpfeln ist auch ein fauliger. Tja, das trifft auch umgekehrt zu ...«

»Wir haben nie Geld«, fiel Maman ihm ins Wort, »weil du das meiste von dem, was du verdienst, für Wein ausgibst. Und du solltest nicht so über unsere Nachbarn reden. Denk daran, wie ...«

»Du meinst, ich hätte den hier gekauft?« Er griff nach einer Flasche und drehte sie herum, um ihr das Etikett zu zeigen – derselbe Hauswein, der im Restaurant ausgeschenkt wurde. »Deine Mutter kann manchmal sehr naiv sein«, fügte er auf Deutsch an Pierrot gewandt hinzu.

Trotz allem verbrachte Pierrot liebend gern Zeit mit seinem Vater. Einmal im Monat ging Papa mit ihm in den Tuileriengarten, wo er die verschiedenen Bäume und Pflanzen, die die Parkwege säumten, beim Namen nannte und erklärte, wie jede sich im Lauf der Jahreszeiten veränderte. Seine eigenen Eltern, so erzählte ihm Papa, waren passionierte Gemüsegärtner gewesen und hatten alles geliebt, was mit dem Leben auf dem Land zu tun hatte. »Aber sie haben natürlich alles verloren«, fügte er hinzu. »Der Hof wurde ihnen weggenommen. Ihre ganze harte Arbeit zerstört. Davon haben sie sich nie wieder erholt.«

Auf dem Nachhauseweg kaufte er bei einem Straßenverkäufer für beide ein Eis, und wenn das von Pierrot hinunterfiel, gab sein Vater ihm dafür sein eigenes.

Das waren die Dinge, an die sich Pierrot zu erinnern versuchte, wann immer es zu Hause Schwierigkeiten gab. Nur wenige Wochen später brach in ihrem Wohnzimmer ein Streit aus, als einige Nachbarn – andere als die, die dagegen protestiert hatten, dass Pierrot die *Marseillaise* auf Deutsch sang – über Politik zu diskutieren begannen. Die Stimmen wurden laut, alter Groll kam ans Tageslicht, und als die Gäste gegangen waren, gerieten seine Eltern in einen heftigen Streit.

»Wenn du nur aufhören würdest zu trinken!«, schrie Maman. »Der Alkohol bringt dich dazu, die schrecklichsten Dinge zu sagen. Merkst du nicht, wie sehr du andere verärgerst?«

»Ich trinke, um zu vergessen!«, rief Papa. »Du hast nichts von dem gesehen, was ich sehen musste. Dir gehen nicht Tag und Nacht diese Bilder im Kopf herum.«

»Das ist doch ewig her.« Sie ging zu ihm und wollte seinen Arm nehmen. »Bitte, Wilhelm, ich weiß, wie sehr es dich quält, aber vielleicht liegt es daran, dass du nie vernünftig darüber reden willst. Wenn du mir deinen Kummer anvertrauen würdest ...«

Émilie sprach diesen Satz nie zu Ende, denn in diesem Moment tat Wilhelm etwas sehr Böses; etwas, das er zum ersten Mal wenige Monate vorher getan hatte und von dem er geschworen hatte, es nie wieder zu tun – allerdings hatte er

dieses Versprechen seither schon mehrmals gebrochen. Obwohl Pierrots Mutter empört war, fand sie immer einen Weg, sein Verhalten zu entschuldigen, besonders wenn sie ihren Sohn in seinem Zimmer entdeckte, wie er über die erschreckenden Szenen, die er miterlebt hatte, weinte.

»Du darfst ihm keine Vorwürfe machen«, sagte sie.

»Aber er tut dir weh.« Pierrot blickte mit Tränen in den Augen zu ihr auf. Auf dem Bett sah D'Artagnan von einem zum anderen, bevor er heruntersprang und seinem Herrchen die Nase in die Seite stupste; der kleine Hund wusste immer, wenn Pierrot durcheinander war.

»Er ist krank.« Émilie griff sich an den Kopf. »Und wenn jemand, den wir lieben, krank ist, ist es unsere Aufgabe, ihm zu helfen, dass es ihm bessergeht. Wenn der Betreffende es zulässt. Aber wenn nicht ...« Sie holte tief Luft, bevor sie weitersprach. »Pierrot ... Was würdest du dazu sagen, wenn wir wegziehen würden?«

»Alle drei?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein. Nur du und ich.«

»Und Papa?«

Maman seufzte, und Pierrot konnte sehen, wie ihr Tränen in die Augen traten. »Ich weiß nur«, antwortete sie, »dass es so nicht weitergehen kann.«

Das letzte Mal sah Pierrot seinen Vater an einem warmen Sommerabend einige Monate nach seinem vierten Geburtstag, als die Küche wieder einmal mit leeren Flaschen übersät war

und Papa herumzuschreien begann, sich mit den flachen Händen rechts und links an den Kopf schlug und darüber klagte, dass sie da drin waren, dass sie alle da drin waren, dass sie kamen, um sich an ihm zu rächen – Sätze, die für Pierrot keinen Sinn ergaben. Papa griff zur Anrichte hinüber und warf stapelweise Teller, Schüsseln und Tassen zu Boden, zerschlug sie in Hunderte von Stücken. Maman flehte ihn mit ausgestreckten Armen an, versuchte, ihn zur Vernunft zu bringen, aber er schlug um sich, traf sie ins Gesicht und schrie Worte, die so schrecklich waren, dass Pierrot sich die Ohren zuhielt und mit D'Artagnan in sein Zimmer rannte, wo sie sich zusammen im Kleiderschrank versteckten. Pierrot zitterte und drängte die Tränen zurück, während der kleine Hund, der jede Art von Verstimmung hasste, winselte und sich an den Jungen drückte.

Pierrot blieb stundenlang im Schrank hocken, bis wieder Ruhe eingekehrt war, und als er herauskam, war sein Vater verschwunden, und seine Mutter lag reglos auf dem Küchenboden, das Gesicht voller Blut und Schrammen. D'Artagnan lief vorsichtig zu ihr, senkte den Kopf und leckte ihr mehrmals das Ohr ab, um sie aufzuwecken, aber Pierrot starrte sie nur ungläubig an. Er nahm all seinen Mut zusammen und rannte nach unten, wo Anshel wohnte, und dort deutete er nur aufs Treppenhaus, außerstande, ein Wort der Erklärung hervorzubringen. Madame Bronstein, die den vorangegangenen Streit durch die Decke gehört haben musste, aber wohl zu verängstigt gewesen war, um einzugreifen, rannte

die Treppe hinauf, indem sie zwei oder drei Stufen auf einmal nahm. In der Zwischenzeit starrte Pierrot zu seinem Freund hinüber, der eine Junge außerstande zu sprechen, der andere außerstande zu hören. Als er auf dem Tisch hinter Anshel einen Stapel Papier entdeckte, setzte er sich dorthin und begann in dessen neuester Geschichte zu blättern. In eine Welt einzutauchen, die nicht seine eigene war, empfand er irgendwie als willkommenen Ausweg.

Mehrere Wochen lang waren sie ohne Nachricht von Papa, und Pierrot wünschte sich sehnlichst, er würde zurückkehren, auch wenn er sich gleichzeitig davor fürchtete. Eines Morgens erhielten sie die Nachricht, dass Wilhelm von einem Zug überfahren worden war, zwischen München und Penzberg, der Kleinstadt, in der er zur Welt gekommen war und in der er seine Kindheit verbracht hatte. Als Pierrot das hörte, ging er in sein Zimmer, schloss die Tür ab, sah den Hund an, der auf seinem Bett döste, und sagte ganz ruhig: »Jetzt sieht Papa uns vom Himmel aus, D'Artagnan. Und eines Tages werde ich erreichen, dass er stolz auf mich ist.«

Danach boten Monsieur und Madame Abrahams Émilie eine Arbeit als Bedienung an, was Madame Bronstein geschmacklos fand, da sie einfach nur die Stelle besetzen wollten, die vorher ihr verstorbener Ehemann gehabt hatte. Aber Maman, die wusste, dass sie und Pierrot das Geld brauchten, nahm dankbar an.